

Feridun Zaimoglu

Kanak Sprak

24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft

Rotbuch Verlag

Kanak Sprak

24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft

Wie lebt es sich als Kanake in Deutschland, war die Frage, die ich mir und anderen gestellt habe. *Kanake*, ein Etikett, das nach mehr als 30 Jahren Immigrationgeschichte von Türken nicht nur Schimpfwort ist, sondern auch ein Name, den »Gastarbeiterkinder« der zweiten und vor allem der dritten Generation mit stolzem Trotz führen.

Es begann damit, daß die Idee einer temporären »Gastarbeit« in Deutschland sich als nicht lebbar herausstellte: »Gastarbeiterkinder« wurden geboren, »Immigranten der zweiten Generation«, die erste Generation der Kanaken. In Deutschland wuchsen sie auf, hier gingen sie zur Schule. In der Schule wurde deutsch, zu Hause türkisch gesprochen. Sie wohnten in engen, schäbigen Verschlägen und kalten Häusern, in denen es von der Decke tropfte und die Wände Risse zeigten. Die Mütter standen den ganzen Tag in der Küche, zeigten die ersten Gebrechen. Die Väter bekamen krumme Rücken, Magenschwüre und griffen öfter zum Prügelstock. Die Mädchen werden auf ihre traditionelle Rolle als

Ehefrau vorbereitet. Ihre prägenden Erfahrungen machen sie aber außerhalb des Elternhauses.

Auf der Straße, im Supermarkt, in der Disco ist von *Zumutung* die Rede, vom *vollen Boot* und vom *seidenen Geduldsfaden*. In den Klarsen zimmern wird es still, wenn die »Kümmel« eintreten. Aufgeweckte Kinder werden zu Problemfällen gestempelt und wandern in die Sonderschulen. Die Deutschen versuchen, aus der Misere schlau zu werden. Studien werden in Auftrag gegeben, Statistiken erstellt, die Migrationsforschung zeitigt Ergebnisse: Man spricht von der Ambivalenz, die das Leben in zwei Kulturen mit sich bringe, einem Generationenkonflikt in der türkischen Familie und schließlich vom fehlenden Integrationswillen. Wahlrecht, doppelte Staatsbürgerschaft etc. sind noch nicht einmal öffentliche Themen.

In dieses Klima hinein wird die zweite Kanakengeneration geboren. Sie ist, wie die meisten Deutschen, weit davon entfernt, der Türkei mehr Beachtung zu schenken als einem Urlaubsländ. Sie erlebt, wie die alten und erschöpften Gastarbeiter ihre Koffer packen. Viele Türken nehmen das Rückkehrhilfegesetz in Anspruch und ziehen mit der Abfindung in die Heimat zurück, auf daß sich ihr Traum vom Leben noch zu Lebzeiten erfülle. Die Kinder werden aus dem vertrauten Milieu herausgerissen und im Land ihrer Väter und Mütter einer Zwangssimulation ausgesetzt. Nicht wenige Kinder begangen Selbstmord, viele erkrankten auf Dauer psychosomatisch. Sie werden in den türkischen

Dörfern und Städten als »Deutschländer« angefeindet.

Die bleiben, wissen davon, wissen, daß sie nicht zurückkehren können. Auf das ungemütliche, gar bedrohlich werdende Deutschland reagieren türkische Eltern mit der Forderung nach unbedingter Treue zur Tradition, mit dem Bekennnis zum Gastarbeiter-Ethos in den Ghetos. Manche entdecken die Religion neu. Eine mögliche Assimilation erstickt im Korsett deutscher Paragraphen. Der Weg in die endgültige Auflösung der Gruppe, die nie eine homogene »Ethnie« gewesen ist, ist vorgezeichnet. Als selbstbewußtes Individuum aber existiert der Kanake auch nur auf dem Paßfoto. Er lebt in dem Gefühl, minderwertig zu sein, fehlzugehen oder auf Abwege zu geraten. Manch einer wandert als krankes Exotikum in die geschlossene Abteilung: Impotenz als freiwillige Selbstverstümmelung, Depressionen, Schizophrenie. Die draußen bleiben, sind einer neuen Form modischer Vereinnahmung ausgesetzt: dem Märchen von der Multikulturalität.

Der Kanake taugt in diesem Falle als schillerndes Mitglied im großen Zoo der Ethnien, darf teilnehmend beobachtet und bestaunt werden. »Türkensprecher« gestalten bunte Begleitprosperkte für den Gang durch den Multikulti-Zoo, wo das Kebab-Gehege neben dem Anden-Musikpavillon platziert wird.

Eine weinerliche, sich anbietende und öffentlich geförderte »Gastarbeiterliteratur« verbreitet seit Ende der 70er Jahren die Legende vom

»armen, aber herzensguten Türken Ali«. Sie verfaßt eine »Müllkutscher-Prosa«, die den Kanaken auf die Opferrolle festlegt. Die »besseren Deutschen« sind von diesen Ergüssen »betroffen«, weil sie vor falscher Authentizität triefen, ihnen »den Spiegel vorhalten«, und feiern jeden sprachlichen Schnitzer als poetische Bereicherung ihrer »Mutterzunge«. Der Türke wird zum Inbegriff für »Gefühl«, einer schlampigen Nostalgie und eines faulen »exotischen« Zaubers.

Die deutschen Ausländerbeauftragten sind froh, mittels ABM und BSHG 19 eine Stelle gefunden zu haben und stümpfern mit dem Viertelwissen ehemaliger Honorarkräfte vor sich hin. Aber schon um einen Namen für seine Klientel ist man verlegen: »Gastarbeiterkind«, »ausländischer Mitbürger« oder eben doch »Türke«? Der Volksmund weiß es besser: Er spricht vom »Kümmel« und »Kanaken«.

Den Kanaken schiebt man Sitten und Riten zu wie einen Schwarzen Peter. Von außen betrachtet kommen sie nur als amorphe Masse von Lumpenproletariern vor, die man an Äußerlichkeiten und »spezifischen Eigenarten« zu erkennen glaubt. Auch wenn sie zu einer endgültigen Entscheidung gezwungen würden, die Kanaken suchen keine kulturelle Verankerung. Sie möchten sich weder im Supermarkt der Identitäten bedienen, noch in einer egalitären Herde von Heimatvertriebenen aufgehen. Sie haben eine eigene innere Prägung und ganz klare Vorstellungen von Selbstbestimmung. Sie bilden die ei-

gentliche Generation X, der Individuation und Ontogenese verweigert worden sind.

Längst haben sie einen Untergrund-Kodex entwickelt und sprechen einen eigenen Jargon: die »Kanak-Sprak«, eine Art Creol oder Rotwelsch mit geheimen Codes und Zeichen. Ihr Reden ist dem Free-Style-Sermon im Rap verwandt, dort wie hier spricht man aus einer Pose heraus. Diese Sprache entscheidet über die Existenz: Man gibt eine ganz und gar private Vorstellung in Worten.

Die Wortgewalt des Kanaken drückt sich aus in einem herausgepreßten, kurzatmigen und hybriden Gestammel ohne Punkt und Komma, mit willkürlich gesetzten Pausen und improvisierten Wendungen. Der Kanake spricht seine Muttersprache nur fehlerhaft, auch das »Alemanisch« ist ihm nur bedingt geläufig. Sein Sprachschatz setzt sich aus »verkaunderwelschten« Vokabeln und Redewendungen zusammen, die so in keiner der beiden Sprachen vorkommen. In seine Stegreif-Bilder und -Gleichnisse läßt er Anleihen vom Hochtürkisch bis zum dialektalen Argot anatolischer Dörfer einfließen. Er unterstreicht und begleitet seinen freien Vortrag mimisch und gestisch. Die reiche Gebärdenprache des Kanaken geht dabei von einer Grundpose aus, der sogenannten »Ankerstellung«: Die weit ausholenden Arme, das geerdete linke Standbein und das mit der Schuhspitze scharrende rechte Spielbein bedeuten dem Gegenüber, daß der Kanake in diesem Augenblick auf eine rege Unterhaltung großen Wert legt. Ballt der Kanake bei-

spielweise die rechte Faust, um sie blitzschnell zu öffnen und die Hand zu fächern, will er seine Mißbilligung oder seine Enttäuschung zum Ausdruck bringen. Streicht er sich mit einem angefeuchteten Zeigefinger über eine Augenbraue, so möchte er seine Kompetenz oder einen gelungenen Spruch anerkannt wissen. Und über die einzelnen charakteristische Gebärde hinaus signalisiert der Kanake: Hier stehe ich und gebe mit allem, was ich bin, zu verstehen: Ich zeige und erzeuge Präsenz.

Weil sich die Kanak Kids in den Straßen bewegen, sprechen sie einen sich laufend weiterentwickelnden symbolischen Jargon, der häufig als blumige Orientalensprache mißverstanden wird. Dieser Folklore-Falle mußte meine Nachdichtung entgehen. Deshalb enthält die deutsche Übertragung nur die Anrede »Bruder« und nicht gözum (mein Auge), gözüümün nuru (mein Augenlicht) oder vieles andere. Der Kanake sagt, wörtlich übersetzt, »Haßhand teilt gerne aus, bricht sich aber viele Knochen« und meint »wer von Haß erfüllt ist, greift ohne Rücksicht auf Verluste zur Gewalt«. Der Kanake sagt »Gott fickt jede Lahmgöre« und meint »wenn man weiterkommen will, muß man sein Schicksal selbst in die Hand nehmen«. Dies war bei der Nachdichtung ebenso zu berücksichtigen wie die Tatsache, daß der Kanake nicht mit einem »stino«-Sproß aus gutbürgerlichen Kreisen gleichgesetzt werden darf, der four-letter words kultiviert und mit der Bierdose in der Hand vor einem Kaufhaus »anzuecken« versucht.

Die folgenden »Protokolle« sind in einem Zeitraum von anderthalb Jahren entstanden. Sie sind das Produkt »detektivischer« Nachforschungen im »Milieu«, im Kiez der Männer. Am öffentlichen Leben in den Szenen der Kanaken-Ghettos nimmt hauptsächlich der Mann teil, der Frau dagegen wird bedeutet, sie habe sich aus der männlichen Welt herauszuhalten. Sie steht unter Hausarrest, von der Außenwelt abgeschnitten und für jeden Fremden, somit auch für mich, un erreichbar. Ich tauchte ab in den »Lumpen-Hades«, suchte den Kanaken auf in seinen Distrikten und Revieren, Ghetto-Quartieren und Stammplätzen, in seinen Verschlagen und Teehäusern. Es war nicht einfach, gegen das anfängliche Mißtrauen anzukämpfen, das der Kanake »dem Studierten« gegenüber empfindet. Vertauensbildende Maßnahmen waren vonnöten, um ihn davon zu überzeugen, daß ich ihn nicht »an die Alemannen verkaufe«. Erst nach Tagen und Wochen vorsichtigen Kennenlernens traf man sich zum ersten richtigen persönlichen Gespräch. Ich stellte die eine schlichte Frage: Wie lebt es sich hier in deiner Haut? Sie sprachen auf Band, manchmal machte ich mir Notizen, oder behielt, wenn sich eine sofortige Niederschrift situationsbedingt verbot, das Gesagte im Gedächtnis. Zudem prägte ich mir das nonverbale Umfeld der Kanak-Sprache ein, das reiche Repertoire an Mimik und Gebärden. Ich verbrachte viel Zeit mit den Befragten, um einen stimmigen Gesamteindruck zu gewinnen.

Um in eine der Kanak-Szenen eingeführt zu

Havenhand / Schlussfolgerung!

werden, benötigt man einen »Bürgen«, der den Nimbus eines »sauberen görs« besitzt, auf den man sich hatte bereits öfter verlassen können. Er begleitet den Neuling und stellt ihn seinen Brüdern als »unseresgleichen« vor, als einen, der »uns nicht wesensfremd« ist. Danach muß sich der Neue allein im Milieu behaupten. Die Brüder überzeugen sich von seiner Kodextauglichkeit, und erst wenn er sich als »reinsperson« und »taffmann« erwiesen hat, kann er Fragen stellen. Ein Beispiel: In einem Café treffen sich junge Kanaken zum Billard, an Wochenenden sieht man hier auch Goldkettchen-Zuhälter mit ihren Nutten frühstücken. Dort erfahre ich von einem Bekannten, daß ein gewisser Dervisch, der plötzlich von der Bildfläche verschwunden ist, »heute in der klappe scheiße an die wände schmiert«. Ich bitte den Bekannten, bei Dervischs Eltern ein gutes Wort für mich einzulegen. Nach einigen Tagen empfangen sie mich in Begleitung meines Bürgen. Genauestens machen sie sich ein Bild von meiner Person, überzeugen sich, daß ich »an dervischs zeug keinen weiteren schmack flicke«. Erst nach mehrmaligem Treffen geben sie mir ihr Einverständnis für den Besuch bei Dervisch. Derselbe Bürge stellt auch den Kontakt zum Zuhälter her.

Über einen Zeitraum von zwölf Monaten gelang es mir, das Spektrum weit zu öffnen: vom Müllabfuhr-Kanaken bis zum Kümme-Transsexuellen, vom hehlenden Klein-Ganeff, dessen Geschenke ich nur mühsam zurückweisen konnte, bis zum goldbehängten Mädchenhänd-

ler, vom posereichen Halbstarren bis zum mitelschweren Islamisten. Sie alle eint das Gefühl, »in der liga der verdammten zu spielen«, gegen kulturhegemoniale Ansprüche bestehen zu müssen. Noch ist das tragende Element dieser Community ein negatives Selbstbewußtsein, wie es in der scheinbaren Selbstbeziehung seinen oberflächlichen Ausdruck findet: Kanake! Dieses verunglimpfende Hetzwort wird zum identitätsstiftenden Kennwort, zur verbindenden Klammer dieser »Lumpenethnie«. Analog zur Black-consciousness-Bewegung in den USA werden sich die einzelnen Kanak-Subidentitäten zunehmend übergreifender Zusammenhänge und Inhalte bewußt. Die Entmystifizierung ist eingelegt, der Weg zu einem Neuen Realismus gelegt. Inmitten der Mainstreamkultur entstehen die ersten rohen Entwürfe für eine ethnizistische Struktur in Deutschland.

Lange Zeit habe ich mich nicht an dieses Thema herangetraut. Ich befürchtete, daß meine Absicht, den Kanaken ungeschminkt darzustellen, auf allseitige Entrüstung stoßen würde. Der brave Türke wird mir Nestbeschmutzung vorhalten. Der Deutsche wird mir vorwerfen, ich betriebe die Ikonisierung des kleinkriminellen Vorstadtlevantiners oder arbeitete den Fremdenhassern in die Hände. Diese Vorwürfe handle ich mir ein, weil ich mich weigere, die Realität aus doktrinärer Distanz heraus zu beschreiben statt sie vom Schreibtisch aus zu konstruieren.

Bei der deutschen Übersetzung der Kanak-Sprache muß allein die Sprache für eine Totalauf-

nahme aller existentiellen Bedingungen wie Gebärde, Gleichnis und Jargontreue bürden. Bei dieser »Nachdichtung« war es mir darum zu tun, ein in sich geschlossenes, sichtbares, mithin »authentisches« Sprachbild zu schaffen. Im Gegensatz zu der »Immigrantenliteratur« kommen hier Kanaken in ihrer eigenen Zunge zu Wort. Die fertige »Übersetzung« wurde dem Befragten zur Einsicht vorgelegt oder vorgelesen und von ihm freigegeben. Jeder ist mit der Publikation einverstanden. Bis auf drei Ausnahmen wurden die Namen geändert und allzu detaillierte Angaben zur Person weggelassen. Die Bänder mußte ich auf ausdrücklichen Wunsch der Gesprächspartner in deren Beisein löschen.

Mancher Türke hat gelernt, es deutschen Kleinbürgern gleichzutun und ist zum netten Kollegen »Ali« mutiert, den man mal nach Feierabend zum Stammlokal mitnimmt. Andere haben den Sprung zur Universität geschafft und verkehren in deutschen oder internationalen akademischen Kreisen. Für wirkliche Intellektuelle war Interkulturalität immer etwas Selbstverständliches. Dergestalt Integrierte haben es unbestritten in der deutschen Gesellschaft zu etwas gebracht. Sie sind »sozial verträglich«, haben keine gesellschaftliche Sprengkraft. In diesem Buch wird man vergeblich nach ihnen suchen.

Hier hat allein der Kanake das Wort.

Kiel, im Sommer 1995 Feridun Zaimoglu

Pop is ne fatale Orgie

Abdurrahman, 24, Rapper

Pop is ne fatale orgie, ein ding ohne höhre weihen, und es macht aus jeder göre aus'm vorort'n verdammten zappler und aus jedem zappler ne runde null. Es schafft ne egalität, wo jeder gleich is und keinen feinschliff braucht, nur tausend träume von rittern, die olle jungfrauen wachküsen, tausend träume, billig zu haben, wie'n pffferling, tausend träume für'n appel-und'n-eipreis, tausend-tropfen-schnaps, daß du man den zappligen schlotter kriegst. Pop: die große hure babylon.

Bruder, den pop hab ich gefressen, so wahr wie mir nach kümmel is, nix übrig hab ich für's flachgepiffene, ich will da nicht'n abgetragenes kleid tragen, bloß weil's null kostet. Und ich will, weil ich ne reale größe bin, nen realen anlasser, der mich auf touren bringt und'n bild von mir gibt, das rein und kraftvoll is. Ich hör's liebesgedudel auf allen frequenzen: »o, ich bin so allein, komm mich doch balde frein« oder »du gehst fort, und ich denk an mord« und so weiter. Was in gottes namen hat dieser dreck mit mir zu tun, was hab ich kanake mit diesem dreck zu